

„Zustände wie bei einem Rockkonzert“

Der Lernort Hochschulbibliothek als „Hype“

Ralf Depping / Tatjana Mrowka

Universitäts- und Stadtbibliothek Köln¹ 2019

In der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln (USB) spielten sich an den letzten Sonntagen vor dem Semesterende des Wintersemesters 2017/18 dramatische Szenen ab. Bereits zwei Stunden vor der Öffnung um 9 Uhr versammelten sich die ersten Studierenden vor dem Eingang, bis zur Öffnungszeit hatte sich eine so große Menschenmenge vor der Tür versammelt, dass einige der dort Wartenden sich schon an die Love-Parade in Duisburg erinnert und ausgesprochen unwohl fühlten. Bei der Öffnung der Türen hatte das Wachpersonal Mühe, nicht selbst umgerannt zu werden. Innerhalb einer Viertelstunde war jeder Platz im Lesesaal besetzt, eine Stunde später befanden sich schon mehr Personen im Gebäude, als Arbeitsplätze vorhanden waren. Die Auseinandersetzungen um die Sitzplätze hatten zum Teil sehr aggressive Züge angenommen. Die anwesende Benutzungsleiterin erwog ernsthaft, das Haus über einen Räumungsalarm zu räumen, fürchtete jedoch, dass gerade dadurch die Zustände völlig außer Kontrolle geraten würden. Auch in anderen Hochschulbibliotheken ließ sich nach Berichten von dortigen Benutzungsbeschäftigten Ähnliches beobachten.

Eine Woche später hatte die Universität zu Köln mit einem Maßnahmenpaket reagiert: Es wurde kurzfristig arrangiert, dass an diesem Sonntag weitere Gebäude der Hochschule für Lernende geöffnet wurden. Die USB wurde – ohne Ankündigung – zwei Stunden früher geöffnet, um Menschenansammlungen am Eingang zu vermeiden. Und es wurde zusätzliches Wachpersonal eingestellt, das zum einen nur noch Personen mit Bibliotheksausweis in das Gebäude ließ und zum anderen die Zahl der Besucher*innen zählte, so dass der Eintritt nach Erreichen der zulässigen Höchstgrenze verwehrt wurde (diese Maßnahme war selbstverständlich im Voraus angekündigt worden). Insgesamt mussten an einem Sonntag mehr als 600 Personen abgewiesen werden. Damit blieben die Zustände innerhalb des Gebäudes kontrollierbar, die Reaktionen der Abgewiesenen reichten jedoch von Unverständnis und Aggression bis hin zu Panik und Tränenausbrüchen – die Möglichkeit, auf andere Lernorte auszuweichen oder vielleicht sogar zuhause zu lernen, schien für viele Besucherinnen und Besucher geradezu undenkbar zu sein.²

Die hier geschilderten Szenen, die einen Universitätsmitarbeiter zu dem Vergleich „Das ist ja hier wie auf einem Rockkonzert“ veranlassten, sind umso unverständlicher, als die Arbeitsbedingungen innerhalb der USB Köln leider alles andere als optimal sind. Die Bibliothek hat sicherlich sehr viele Verdienste und bietet ein exzellentes Service-Portfolio, doch gerade das Gebäude aus den 60er-Jahren ist ohne Zweifel die Achillesferse der Bibliothek: der Platz reicht absolut nicht aus, was bei starker Überfüllung auch zu großer allgemeiner Unruhe führt.

¹ Eine Kurzversion dieses Beitrags ist erschienen in: Haike Meinhardt & Inka Tappenbeck (Hg.): Die Bibliothek im Spannungsfeld: Geschichte – Dienstleistungen – Werte. Festschrift für Hermann Rösch Bad Honnef: Bock + Herchen Verlag 2019, S. 149-162 https://www.th-koeln.de/mam/downloads/deutsch/studium/studiengaenge/f03/bib_inf_ma/festschrift_rosch.pdf

² Ähnliche Reaktionen sind auch in anderen Bibliotheken zu beobachten. So hat in der ULB Bonn die Ankündigung, dass die Öffnungszeiten der Zweigbibliothek **Medizin, Naturwissenschaften, Informatik und Landbauwissenschaften** um zwei Stunden täglich reduziert werden, einige Nutzer zu Facebook-Einträgen wie „Wie soll man da noch die Vorklinik schaffen?“ veranlasst. Vgl. <https://www.facebook.com/ulbbonn> - Kommentar zum Eintrag vom 15. März 2019.

In den meisten Teilen des Lesesaals ist die Ausstattung sehr altmodisch und abgenutzt, die Anzahl der Steckdosen für die diversen mobilen Endgeräte ist deutlich zu gering. Die veraltete Klimaanlage ist völlig überfordert, so dass die Besucherinnen und Besucher im Winter oft in dicker Jacke dort sitzen und im Sommer die Temperaturen deutlich zu hoch werden. All dies trägt selbstverständlich nicht zu einem guten Lernklima bei, scheint aber die Besucher*innen keineswegs abzuschrecken. Lediglich die Ausstattung mit W-LAN ist in der Bibliothek sehr gut.

In der aktuellen Fachdiskussion finden sich inzwischen viele Beiträge zum Thema Bibliothek als Lernort. Es besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass auch in einer Arbeits- und Lebenswelt, in der die Studierenden eigentlich mit ihren mobilen Endgeräten völlig unabhängig von bestimmten Räumen und deren Öffnungszeiten lernen könnten, die Bedeutung und Akzeptanz der Bibliothek als Lernraum eher noch zugenommen hat. Diese Tatsache hat es auch schon aus der Fachliteratur in die Tagespresse geschafft. So schreibt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* im Dezember 2017 vom „Stau in der Uni-Bibliothek“ und bringt eine Reihe von Beispielen aus Bibliotheken, wo der Platz in den Lesesälen immer knapper wird.³ So nachvollziehbar und schlüssig die in der Fachliteratur dafür aufgeführten Gründe (s.u.) auch sind, werden die eingangs geschilderten relativ neuen Phänomene damit nur sehr unzureichend erklärt. Hier spielen offensichtlich noch andere sozialpsychologische Effekte eine Rolle, die bisher im Bibliothekskontext noch nicht diskutiert wurden.

In diesem Beitrag soll zunächst ein Überblick über den derzeitigen Diskussionsstand zum Thema Bibliothek als Lernraum gegeben werden. Ohne dabei einen Anspruch auf eine vollständige Darstellung zu erheben, steht dabei die Frage nach den möglichen Ursachen für diese Entwicklung im Vordergrund. Danach wird der Aspekt der arbeitsfördernden Atmosphäre der Bibliothek analysiert. Auch die Überlegungen zur Bibliothek als „Dritter Ort“ sind noch relativ geläufig. Das Phänomen des „gemeinschaftlichen Alleinseins“ ist hingegen in der bisherigen Fachliteratur eher nur am Rande diskutiert worden. Doch sind wir zu dem Ergebnis gekommen, dass gerade dieses Phänomen einen wichtigen Erklärungsansatz für die Fragestellung bietet, warum die Bibliothek als Lernort eine so übergroße Akzeptanz und Nutzung findet. Abschließend wird dann die Frage noch einmal aufgegriffen, ob man wirklich von einem „Hype“ der Bibliotheksnutzung sprechen kann.

Die Bibliothek als Lernraum

Die Fachdiskussion um die Bibliothek als Lernraum beschäftigt sich insbesondere mit der Frage, wie eine moderne Bibliothek zu gestalten ist, um den heutigen Anforderungen an den Lernraum zu entsprechen. Die Suche nach den Gründen dafür, dass sich die Bibliothek als Lernraum einer ungebrochenen Beliebtheit erfreut, ist dabei eher Mittel zum Zweck, indem versucht wird, aus den Gründen Schlussfolgerungen für die Gestaltung der Lernräume zu ziehen. Einen Erklärungsansatz dafür, warum Bibliotheken vielfach auch dann überlaufen sind, wenn sie weit davon entfernt sind, optimale Rahmenbedingungen als Lernraum zu bieten, bietet Eigenbrodt: „Aufgrund der steigenden Studierendenzahlen und der ... räumlichen Situation der Hochschulen spielt es letztlich keine Rolle, wie Räume für das Selbststudium gestaltet sind – sie werden von den Studierenden ohnehin genutzt, teils aus Mangel an attraktiven Alternativen, teils wegen ihrer räumlichen Nähe zu anderen Lernräumen auf dem Campus. So scheint das Vorhandensein einer WLAN-Verbindung in vielen Fällen die hinreichende Bedingung für die Nutzung einer Fläche zu sein, während Fragen der Einrichtung, der

³ Vogel, 2017.

Atmosphäre oder gar der Betreuung hintanstehen.“⁴ Dennoch lohnt sich ein Blick auf einige Aspekte, die dabei immer wieder genannt werden:

Ein wichtiger Grund für die starke Frequentierung der Bibliotheken liegt in den durch den *Bologna-Prozess* deutlich veränderten Rahmenbedingungen im Studium. Die Stundenpläne der Studierenden sind deutlich verschulter als bisher, somit haben die Studierenden wesentlich mehr Aufenthaltszeiten an der Hochschule – verbunden immer wieder auch mit der Notwendigkeit, Zeiten zu überbrücken, die dann gern in der Bibliothek verbracht werden, um die Zeiten sinnvoll zu nutzen. Doch dieser Aspekt spielt natürlich für den Andrang am Wochenende keine Rolle. Zur Überbrückung von Leerzeiten würden theoretisch auch andere Orte an der Universität zur Verfügung stehen, wie beispielsweise leerstehende Seminarräume, Computer labs, Cybercafes, doch diese verzeichnen fast durchgehend keinen so signifikanten Anstieg der Nutzung wie die Bibliotheken.⁵

Des Weiteren ist festzustellen, dass bei den Digital Natives eine deutliche Tendenz zur starken *Vermischung von privaten und studienbezogenen Aktivitäten* festzustellen ist, was sicherlich auch mit dem oben erwähnten Umstand der langen Aufenthaltszeiten an der Hochschule zu tun hat. Die nahezu ständig präsenten digitalen Devices ermöglichen es, in einer Form des Multitasking in sehr kurzen Zeitabständen hintereinander Emails und WhatsApp-Nachrichten zu kontrollieren, Blog-Einträgen zu folgen, im Internet zu recherchieren, E-Ressourcen zu lesen, Texte zu schreiben usw. Dies ist sicherlich ein Bereich, in dem neue technische Möglichkeiten den Lebensalltag sehr vieler Personen dramatisch verändert haben: „Wir wussten nicht, dass wir dauernd Kurznachrichten über unsere Befindlichkeiten in die Welt schicken wollen, wir wussten nicht, dass wir dauernd im digitalen Flohmarkt unterwegs sein wollen, wir wussten nicht, dass wir Weltnachrichten minütlich erhalten wollen, wir wussten nicht, dass wir immer beruflich erreichbar sein wollen, wir wussten nicht, dass wir Filme von uns, unseren Freunden und unseren Familien der ganzen Welt zeigen wollen, wir wussten nicht, dass es auf jede Frage sofort mindestens eine Antwort gab. Diese neuen Bedürfnisse werden digital sofort erfüllt, und das mit immer schnellerem Tempo“.⁶ Der Philosoph Andreas Reckwitz spricht in diesem Kontext davon, dass eine „strukturelle Angleichung von Arbeit und Privatsphäre“ festzustellen ist.⁷

Die Trennung zwischen Arbeit und Freizeit ist keineswegs in der ganzen Menschheitsgeschichte festzustellen. Insbesondere in vorindustriellen und ländlichen Lebensformen existierte noch eine deutlich stärkere Vermischung von Arbeit und Freizeit. Marco d’Eramo weist darauf hin, dass die starke Trennung zwischen Arbeit und Freizeit sehr eng mit der Vollzeitarbeit verknüpft war, diese Einteilung inzwischen aber unterminiert worden sei: „In der Epoche der Lohnarbeit war die Zeit das ganz große Thema. [...] Die großen ‚Errungenschaften‘ betrafen die Reduktion der Arbeitszeit: Reduktion, gesehen auf die Lebenszeit, durch Senkung des Renteneintrittsalters oder [...] verlängerte Schul- und Ausbildungszeiten; Reduktion, gesehen aufs Jahr, durch Erhöhung der bezahlten Urlaubszeit [...]; auf die Woche gesehen (die Errungenschaft der Fünftageswoche, die Vierzigstundenwoche [...]).“⁸ Freizeit erschien als erstrebenswertes Gut, um dem Alltag zu entfliehen: „[...] erhofft sich der Arbeiter einen klaren Bruch mit seiner Arbeit, eine Kompensation. Das sucht er in der Freizeitbeschäftigung oder Zerstreuung. Die Freizeit erscheint so als das Nichtalltägliche im Alltäglichen. [...]

⁴ Eigenbrodt, 2018, S. 37

⁵ Vgl. Fansa, 2008, S.18.

⁶ Wilkens, 2015, S. 26.

⁷ Reckwitz, 2017, S. 336.

⁸ D’Eramo, 2018 S. 282-283.

Man arbeitet für die Freizeit und die Freizeit hat nur einen Sinn: der Arbeit zu entfliehen.“⁹ Dieses Phänomen wird jedoch heutzutage immer mehr abgeschwächt: „Wenn man früher von ‚Reform‘ sprach, meinte man damit eine Verlängerung der freien Zeit; im neuen wirtschaftsliberalen Jargon bedeutet ‚Reform‘ heute ‚Wiedereinführung der vom Markt verlangten unverzichtbaren Flexibilitäts-elemente‘.“¹⁰ Eine hohe Diversität unterschiedlicher Arbeitszeitmodelle und Home-Office-Varianten zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf, gleichzeitig aber die immer stärkere Erwartung, dass die Arbeitnehmer auch in ihrer Freizeit dienstlich erreichbar bleiben, letztlich aber auch der steigende Anspruch moderner Arbeitnehmer, sich im Beruf selbst verwirklichen zu wollen, lässt die steigende Vermischung zwischen Beruf und Privatsphäre zu einem gesamtgesellschaftlichen Phänomen werden.

Diese Vermischung zwischen Arbeit bzw. Studium und Privatsphäre führt auch dazu, dass die Konzentration auf eine Aktivität meist nicht lange anhält: „Das Tempo der heutigen Medien [...] überschüttet Kinder und Jugendliche mit einer immer schnelleren Abfolge von Bildern und Informationen. Infolgedessen bringt unsere Kultur eine ganz neue Medien-Generation hervor – die ‚Kurzzeit-Konzentrations-Kinder‘.“¹¹ In der Bilanz verlängert sich die Zeit, in der sich die Studierenden auch mit ihren Studienaktivitäten beschäftigen müssen.

Sehr deutlich ist auch die Tendenz wahrzunehmen, die *Bibliothek immer stärker auch als sozialen Raum und Aufenthaltsort* – unabhängig von konkreten Lernaktivitäten - zu begreifen. Die Bibliothek ist ein sozialer Ort und Treffpunkt zum Sehen und Gesehen werden. Auch dies ist ein weiteres Indiz für die bereits angesprochene Tendenz zur Vermischung zwischen Hochschule und Privatleben. Fansa bezeichnet die Bibliothek auch als „Soziotop, das Kontaktaufnahme und Wahrung von Abstand gleichermaßen ermöglicht.“¹² Einerseits findet das eigentliche Lernen eher allein statt: „In dem gemeinschaftlichen Arbeitszimmer Bibliothek haben die befragten Nutzer praktisch immer eine Art Separationstechnik.“¹³ Andererseits lassen sich in der Bibliothek auch leicht und unverfänglich Kontakte knüpfen: „Vielfach sitzen gerade in wissenschaftlichen Bibliotheken Menschen über längere Zeiträume und so ergeben sich beispielsweise lockere oder ritualisierte Nachbarschaften. Die entstehen aus unverbindlichen Sympathien heraus und dürfen folgenlos bleiben – oder können vertieft werden.“¹⁴ Fansa nennt dies „Zwangsgemeinschaft im besten Sinne“¹⁵ und stellt fest, dass „Gespräche in der (oder am Rande der) Bibliothek stets an irgendeinem Punkt den Austausch über die Tätigkeit in der Bibliothek beinhalten und dass es sich bei den anderen Bibliotheksnutzern oft um Gesprächspartner handelt, mit denen über diese Themen mehr oder weniger intensiv gesprochen werden kann – während im privatem Umfeld das Prüfungs- oder Arbeitsthema nur selten ein echter Gesprächsstoff ist. [...] Schon das Sprechen über die eigene Arbeit und also die Einbindung dessen, was zur tägl. Beschäftigung gehört, in einen sozialen Kontext, trägt zur Überwindung einer Isolation bei – und damit zu einer Horizonterweiterung.“¹⁶

⁹ Lefebvre, 1974, S. 48-49.

¹⁰ D’Eramo, 2018, S. 283.

¹¹ Opaschowski, 1999, S. 77.

¹² Fansa, 2008, S. 62.

¹³ Fansa, 2008, S. 39.

¹⁴ Fansa, 2008, S. 55.

¹⁵ Fansa, 2008, S. 64.

¹⁶ Fansa, 2008, S. 64.

Gleichzeitig hat sich das Lernen an sich immer stärker ausdifferenziert. Lernen findet inzwischen in den unterschiedlichsten Ausprägungen statt, die Studierenden gestalten den Lernprozess sehr stark eigenverantwortlich, erarbeiten sich den Lernstoff eigenständig, arbeiten sehr viel informell mit starken Aspekten von sozialer Interaktion, Partizipation und Kommunikation. Dafür bietet eine Bibliothek bessere Rahmenbedingungen als zum Beispiel die eigene Wohnung.

Ein weiterer Aspekt scheint auf den ersten Blick eher gegen die Bibliothek als Lernort zu sprechen. Die Studierenden haben in immer stärkerer Ausprägung die *ubiquitäre Verfügbarkeit der Literatur* und sonstiger Studienmaterialien. Sie können im Grundsatz unabhängig von Zeit (z.B. Öffnungszeiten) und Raum arbeiten. „Der große Unterschied zwischen jetzt und den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, in denen manche dieser zusätzlichen Dimensionen bereits aufgetaucht waren, ist der, dass der Zugang zu diesen neuen Dimensionen damals ortsgebunden war, ja, dass man im physischen Raum förmlich festgenagelt war. Das Telefon war *fest*, man konnte zwar Musik hören, aber von einem Plattenspieler, fernsehen, aber an einem Fernsehgerät. Die Kommunikationstechnologien zwangen einen dazu, sich zu Hause [...] einzuschließen und dort festsitzend durch die Welt zu reisen, einen Film anzuschauen, eine Oper anzuhören, mit fernen Freunden zu telefonieren. Heute sind die Technologien im Wesentlichen dieselben (mit der beachtlichen Ausnahme des Internets), aber sie sind beweglich, nomadisch geworden. Nomadisch das Telefon, nomadisch das Fernsehen, nomadisch die Musik. Man kann alle zusätzlichen Dimensionen mit sich herumtragen, während man sich in den drei Dimensionen des physischen Raums bewegt.“¹⁷ Dies ist zunächst einmal ein Phänomen, das auch dazu führen könnte, dass die Studierenden seltener die Bibliothek aufsuchen, da sie ja nicht darauf angewiesen sind, vor Ort Literatur zu konsultieren – die Beobachtung, dass die meisten Studierenden in der Bibliothek gar nicht mit den dort zur Verfügung stehenden Medien arbeiten, sondern den reinen Lernort nutzen, ist ja durchaus geläufig. Trotzdem lässt sich feststellen, dass in einigen Fällen der genau gegenteilige Effekt eintritt, indem Studierende als „*Lernwanderer*“ in einem nicht unerheblichen Umfang Bibliotheken anderer Hochschulen aufsuchen. So beträgt in der USB Köln der Anteil der Studierenden aus anderen Hochschulen unter den Besucher*innen schon mehr als 40 Prozent.

Die arbeitsfördernde Atmosphäre einer Hochschulbibliothek

In vielen Befragungen von Bibliotheksbesucher*innen wird immer wieder die arbeitsfördernde Atmosphäre in der Bibliothek in den Vordergrund gestellt, die durchaus eine Art Alleinstellungsmerkmal der Bibliothek zu sein scheint. Die Hochschulbibliothek ist dabei – im Gegensatz zu Institutsbibliotheken - gleichzeitig interdisziplinär und hat ein internationales Flair. Viele Studierende geben an, von dem Ort Bibliothek inspiriert und angeregt zu werden. Fansa stellt fest, dass „die schiere Tatsache, andere arbeitende Menschen zu sehen, bereits motivierend sei [...] andere bei der Arbeit zu sehen, bzw. selber bei der Arbeit gesehen zu werden, erzeugt also ein gewisses Maß an stimulierendem Druck – oder aber ‚geteiltes Leid ist halbes Leid‘“.¹⁸

¹⁷ D'Eramo, 2018, S. 287-288.

¹⁸ Fansa, 2008, S. 32-33.

In der Sozialpsychologie ist jedoch auch der gegenteilige Effekt bekannt: „Generell wurde in Experimenten gefunden, dass in Gruppenbedingungen weniger Anstrengungen gezeigt wurde als in individuellen Bedingungen.“¹⁹ Dieses Phänomen ist auch unter dem Begriff ‚soziales Faulenzen‘ bekannt.

Den Aussagen von Bibliotheksbesucher*innen nach wirkt die Bibliothek offensichtlich vielfach in einem stärkeren Umfang konzentrationsfördernd als dies an anderen Orten wie zum Beispiel dem eigenen Zuhause zugetraut wird. „Diese *Bibliothekskonzentration* ist so etwas wie eine Schutzmarke, ein Warenzeichen der Bibliothek. [...] ein Gebrauchsgut, auf das praktisch keine andere Institution derart spezialisiert ist.“²⁰ Selbst die niemals ganz zu vermeidende Geräuschkulisse in einer Bibliothek wird weniger als störend denn als stimulierendes Hintergrundrauschen wahrgenommen. Immer wieder wird auch in Befragungen darauf hingewiesen, dass die Bibliothek die Möglichkeit bietet, ungestört und ohne die Ablenkung zu arbeiten, die in den eigenen vier Wänden immer wieder wartet. Doch auch bei diesem Argument ist eine gewisse Skepsis angebracht. Erinnerung man sich an das bereits oben erwähnte Multitasking, an die heutige Realität der starken Vermischung zwischen studienbedingten und privaten Aktivitäten, so ist davon auszugehen, dass die Studierenden auch in der Bibliothek immer wieder ihr Handy zur Hand nehmen, um keine Nachricht zu verpassen, und sich somit immer wieder auch ablenken lassen. Gerade in Zeiten, in denen die Bibliothek stark überfüllt ist, sind berechtigte Zweifel an der Wirkung der Bibliothekskonzentration angebracht. Der Zusammenhang zwischen Menschenansammlungen (Crowding) und einer reduzierten Konzentration und Leistungsfähigkeit wurde schon früh empirisch festgestellt.²¹

Hier scheint es eher so zu sein, dass die Studierenden in Umfragen Antworten geben, die in dieser Situation sozial erwünscht sind. „Soziale Erwünschtheit beschreibt die Tendenz von Befragungsteilnehmern, in einer Befragung eine überwiegend positive Beschreibung der eigenen Person abzugeben [...] bzw., allgemeiner gefasst, dem zu entsprechen, was der Interviewer oder andere beteiligte Personen vermeintlich von einem erwarten. Dies kann mittels einer übertriebenen Nennung von erwünschtem Verhalten oder mittels einer untertriebenen Nennung von unerwünschtem Verhalten geschehen. Orientierung bieten dabei soziale Normen.“²² Dies bedeutet nicht, dass die Studierenden in solchen Befragungssituationen selbst bewusst falsche Angaben machen. Vermutlich ist es eher ein unbewusster Prozess, der es den Studierenden nach einem langen Bibliotheksbesuch erlaubt, mit sich selbst zufrieden zu sein, hat man doch einen langen Zeitraum in der Bibliothek verbracht und gelernt – da werden Ablenkungen, die zum Teil der Alltagsroutine geworden sind, gar nicht mehr als solche wahrgenommen.

Fansa geht sogar so weit, die Bibliothek als „*Ort des Trosts*“ zu bezeichnen.²³ Sei es nun der Trost, die Konzentration und Sicherheit oder die fehlende Ablenkung: man kann wohl empirisch belegt davon ausgehen, dass die Arbeit in den Bibliotheken für die Studierenden als hilfreich empfunden wird – ggf. auch unabhängig davon, ob zum Beispiel die fehlende Ablenkung auch nach objektiven Gegebenheiten festzustellen ist. Akzeptiert man diese Grundhypothese, dann lässt sich daraus nachvollziehbar die These ableiten, dass insbesondere diejenigen Studierenden, die sich im Studium überdurchschnittlich unsicher und belastet fühlen, auch besonders von diesen eher „weichen“ Faktoren

¹⁹ Bierhoff, 2000, S. 347

²⁰ Fansa, 2008, S. 36.

²¹ Vgl. Witte, 1989, S. 80-81

²² Bogner/Landrock, 2015, S. 2.

²³ Fansa, 2008, S. 18.

eines Bibliotheksbesuches profitieren.²⁴ Also die Unselbstständigen und Unsicheren, die das Gefühl brauchen ‚Ich gehe in die Bibliothek, also studiere ich wohl richtig und effizient‘. Der Anteil der eher unselbstständigen und unsicheren Studierenden scheint dabei zugenommen zu haben: Im Durchschnitt sind die heutigen Studierenden jünger als zu früheren Zeiten, da sie in der Regel ihre Schulzeit in zwölf statt wie früher in dreizehn Jahren hinter sich gebracht haben. Auch dieses fehlende Jahr an Lebenserfahrung mag dazu beitragen, dass die Studierenden sich heute unsicherer fühlen. Heutige Studierende beginnen ihr Studium anders als frühere Generationen (mit Ausnahme einiger Fächer) gleichzeitig, legen gleichzeitig die gleichen Prüfungen ab und befinden sich viel stärker als früher im gleichen Studienstadium. Die Bonner Studierende, die uns in einer Diskussion an der ULB Bonn im Juni 2018 diese Erklärung für das Phänomen ‚Run auf die Bibliotheken‘ nahelegte, ergänzte: „Und dann konkurrieren wir nachher auch noch alle um dieselben Jobs ...“ Die Vermutung liegt also nahe, dass insbesondere das relativ neue Phänomen der Kleingruppen, die die Bibliotheken aufsuchen, um gemeinsam zu lernen - was den Unterschied zwischen Allein-Lernen und Gruppenarbeit zunehmend verwischt -, sich mit dieser realen oder empfundenen Konkurrenzsituation der Studierenden erklären lässt. Man erfährt einerseits Halt in der Gruppe und versichert sich gleichzeitig dadurch, dass man sich am selben Ort aufhält, an dem auch alle anderen sind, und dadurch das Tun der anderen Studierenden gewissermaßen „im Auge behält“, dass man in seinem Studium auf dem richtigen Weg ist. Es geht also möglicherweise beim Besuch der Bibliothek auch darum, Kontrolle zu be- und erhalten.

Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) regelmäßig in Auftrag gegebene „Studierendensurvey“²⁵ kommt zu der Erkenntnis, dass Studierende in den Bachelor/Master-Studiengängen häufiger als Studierende anderer Abschlussarten angeben, das Studium als belastend und stressig zu empfinden. Auch im Zeitvergleich steigt (vielleicht auch einfach auf Grund des Umstandes, dass immer mehr Abschlüsse inzwischen Bachelor sind) der Anteil derjenigen Studierenden, die ihr Studium als belastend empfinden. Die Studie „Gesundheit der Studierenden in Deutschland 2017“ kommt zu dem Ergebnis, dass mehr als 25 % der Studierenden über ein hohes Stresserleben berichten.²⁶ In einer Befragung von Bachelorstudierenden im Erststudium haben sogar 59 % der Befragten auf die Frage „Wie oft hatten sie in den letzten Wochen das Gefühl, dass Sie nervös und gestresst waren?“ mit „oft“ bzw. „sehr oft“ geantwortet.²⁷ Die britische Studie *University students mental health survey 2018* kommt zu ähnlichen Resultaten: „Students reported high levels of feelings of anxiety, with 42.8% reporting that they were often or always worried, and only 12.3% reporting that they were never or rarely worried. 87.7% reported that they had struggled with feelings of anxiety, an increase of 18.7% from 2017.“²⁸

Hinzu kommt eine gesamtgesellschaftliche Tendenz zu größerer innerer Unruhe und dem Gefühl, gestresst zu sein von der Informationsflut und den ständigen gesellschaftlichen und technischen Veränderungen. Der Zukunftsforscher Horst W. Opaschowski konstatierte den Stress der „*Generation @*“ durch Reizüberflutung bereits 1999: „Die Überinformation (‚information overload‘) erzeugt Info-Streß auf Kosten von Konzentration und Aufmerksamkeit“.²⁹ Es entstehe eine „genervte Generation

²⁴ Unser besonderer Dank gilt an dieser Stelle Frau Dr. Judith Zepp, Leiterin der WISO-IT-Services an der Universität zu Köln, die uns diesen Gedankengang nahe gebracht hat.

²⁵ Vgl. z.B. BMBF 2011 und BMBF 2017.

²⁶ Grützmaker u.a., 2018, S. 49

²⁷ Ortenburger, 2013, S. 15

²⁸ University student mental health survey 2018 S. 9

²⁹ Opaschowski, 1999, S. 131.

@, die zu viel gleichzeitig macht und sich übermäßig oft im Streß befindet[...]“.³⁰ Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen spricht in seinem Buch „Die große Gereiztheit“ darüber, dass „wir [...] gereizt [sind], weil wir nicht wissen können, was von dem, was gerade als Gewissheit erscheint, eigentlich stimmt und wer Daten und Dokumente aus welchen Gründen und mit welchen Absichten manipuliert. Wir sind gereizt, weil wir im Informationsgewitter und einem medientechnisch produzierten Dauerzustand der Ungewissheit in heller Aufregung nach Fixpunkten und Wahrheiten suchen, die doch, kaum meinen wir, ihrer habhaft geworden zu sein, schon wieder erschüttert und demonstriert werden.“³¹ Die wachsende Neigung, die Bibliothek als Lernort zu nutzen, könnte somit auch mit dem steigenden Anteil der Studierenden, die sich unsicher, gestresst und belastet fühlen, zusammenhängen, da diese Klientel die Bibliothek im besonderen Maße als unterstützend empfindet.

Die Bibliothek als „Dritter Ort“

So nachvollziehbar und schlüssig die im oben stehenden Absatz aufgeführten Gründe auch sind, sind die eingangs geschilderten relativ neuen Phänomene damit nur sehr unzureichend erklärt. Szenen wie die eingangs beschriebenen an der USB Köln in den Prüfungsphasen lassen sich nur noch sehr bedingt rational erklären. So haben die Studierenden in den Phasen übermäßigen Andrangs nun wirklich keine guten Arbeitsbedingungen mehr – es wird notwendigerweise unruhig und laut, auch lässt sich ein gewisses Maß an Aggressivität feststellen, durch das natürlich auch der Wohlfühleffekt nicht mehr gegeben ist. Trotzdem sind Studierende mit einem erstaunlichen Beharrungsvermögen darauf fixiert, in der Bibliothek lernen zu wollen, und greifen den Hinweis auf alternative Lernorte mit geringerem Andrang - falls überhaupt - nur sehr widerwillig auf.

Hier spielen also auch Verhaltensweisen und Einstellungen eine Rolle, die deutlich irrationale Züge tragen und für die es völlig andere Erklärungsmuster geben muss. Einen Ansatz für die Erklärung dieser Phänomene bietet die Theorie des Soziologen Ray Oldenburg, der im Jahr 1989 erstmals von einem „Dritten Ort“ spricht³², der neben dem Zuhause als „Erstem Ort“ und der Arbeitswelt bzw. Ausbildungsstätte als „Zweitem Ort“ eine wichtige soziale Funktion erfüllt. In der Fachdiskussion besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass sich öffentliche Bibliotheken schon lange als ein solcher „Dritter Ort“ etabliert haben, doch auch die Hochschulbibliotheken erfüllen in vielerlei Hinsicht die Funktion eines „Dritten Ortes“, werden also weniger als unmittelbarer Teil der Ausbildungsstätte wahrgenommen – also deutlich anders als zum Beispiel der Hörsaal, der Seminarraum oder das Labor.

Was sind nun laut Oldenburg die Merkmale eines solchen „Dritten Ortes“? Es handelt sich um einen öffentlichen Raum, der insofern „neutral“ ist, als dass keine Einzelperson die Funktion eines Gastgebers erfüllen muss. Der Ort ist frei zugänglich und hat nur eine relativ niedrige Hemmschwelle. Man fühlt sich wohl und geht auch gern alleine an diesen Ort (davor schrecken viele Menschen bei

³⁰ Opaschowski, 1999, S. 145.

³¹ Pörksen, 2018, S. 17. Siehe weiterführend zu Pörksens Thesen auch: „Die Theorie der Filterblasen ist nicht mehr haltbar“, NZZ, 12.7.2018, <https://www.nzz.ch/feuilleton/die-theorie-der-filterblasen-ist-nicht-laenger-haltbar-denn-wir-leiden-bereits-unter-dem-filter-clash-ld.1402553> [Zugriff am: 9.12.2019], und Schwartz, Claudia (Interview mit Bernhard Pörksen): „Wir sind auf dem Weg zur Empörungdemokratie“, NZZ, 15.2.2018, <https://www.nzz.ch/feuilleton/bernhard-poerksen-wir-sind-auf-dem-weg-zur-empoeerungdemokratie-ld.1355041> [Zugriff am: 9.12.2019].

³² Oldenburg, 1989.

anderen öffentlichen Orten wie zum Beispiel Gaststätten eher zurück), der Ort vermittelt das Gefühl, „man selbst sein“ und auf sehr informeller Ebene anderen begegnen zu können. Der Ort wird als selbstverständlich wahrgenommen, man kann kommen und gehen, wann man will – auch unabhängig von einem konkreten Event. Dadurch ist es möglich, private Aktivitäten in einen öffentlichen Raum zu verlagern, ohne das Gefühl der Privatsphäre vollständig aufgeben zu müssen. Der Ort bleibt überschaubar, es kommt unter Umständen sogar das Gefühl eines „zweiten Zuhause“ auf, an dem aber einige private Sorgen temporär ausgeblendet werden können.

Das Gefühl, mit dem „Dritten Ort“ ein zweites Zuhause zu haben, wird durch die Auswirkungen der digitalen Technologien noch verstärkt. „Die Kulturalisierung der digitalen Technologie gewinnt ihre Intensität schließlich durch ihre sozialen Grenzüberschreitungen. Dies betrifft die Grenzen zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten sowie jene zwischen dem Medialen und dem Realen. Etwas grob formuliert: Die neuen Medien verwandeln das Persönliche und Private in etwas Öffentliches oder zumindest Halböffentliches. Zugleich werden immer mehr Elemente der Lebenswelt des Alltags der digital-medialen Beobachtung zugänglich.“³³ Der Internetnutzer ist nicht zwingend passiver Konsument, sondern kann auch intensiv Außendarstellung betreiben. Er legt sich Profile und Facebook-Seiten an, stellt Youtube-Filme und Fotos ins Netz, präsentiert also unter Umständen auch sein Privatleben der Öffentlichkeit bzw. Halböffentlichkeit des Netzes. Auch durch die immer stärker zum Einsatz kommende Personalisierung von webbasierten Angeboten verschwimmt die Trennlinie zwischen dem Privaten/Persönlichen und dem weltweiten Netz: „Die Portale Facebook und Google verwandeln somit auf maschinell-algorithmische Weise die im Prinzip *universale* kulturelle *Welt* des Netzes in unzählige *singularisierte Umwelten*, abgestimmt auf die einzelnen Subjekte, die nur diese zu sehen bekommen.“³⁴ Dies gilt natürlich für zahlreiche andere Angebote gleichermaßen. Im Bewusstsein des Digital Native findet keine klare Abgrenzung vom Privaten (und somit vom Zuhause als „Erstem Ort“) und Öffentlichem (u.a. dem „Dritten Ort“) mehr statt.

Es wird schnell deutlich, dass eine Hochschulbibliothek Oldenburgs Beschreibung eines „Dritten Ortes“ sehr gut entspricht. Es gibt daneben auch noch einige Bibliotheksspezifika, die jedoch in die gleiche Richtung gehen. Trotz einer relativ niedrigen Hemmschwelle hat man in einer Hochschulbibliothek doch weitgehend das Phänomen, dass die Studierenden unter ihresgleichen bleiben. Dies erzeugt ein besonderes Gefühl der Zugehörigkeit und sozialen Kohärenz. Gleichzeitig steigt dadurch auch das Gefühl, sich sicher und ungefährdet im (halb)öffentlichen Raum Bibliothek aufhalten zu können.

Das Phänomen des „gemeinschaftlichen Alleinseins“

Ausgehend von dem Konzept des dritten Ortes bietet das *Phänomen des „gemeinschaftlichen Alleinseins“* einen vielversprechenden Erklärungsansatz für die Ausgangsfrage, warum sich der Ort Bibliothek einer zunehmenden Beliebtheit erfreut. Das Erlebnis des gemeinschaftlichen Alleinseins unterscheidet sich von vielen Alltagssituationen in öffentlichen Räumen durch eine besondere Wahrnehmung der Situation. Bewegt man sich alleine in Gegenwart anderer Personen beispielsweise in der Fußgängerzone, im Kaufhaus, im Bahnhof, im Zug usw., so dienen diese Alltagssituationen in der Regel als Mittel zum Zweck, die Anwesenheit anderer Personen wird eher in Kauf genommen, da

³³ Reckwitz, 2017, S. 238.

³⁴ Reckwitz, 2017, S. 259.

man darauf angewiesen ist, gewisse Besorgungen zu machen, zu einem Ort zu gelangen usw. Das Gefühl des gemeinschaftlichen Alleinseins entwickelt sich dabei in der Regel nicht. Doch die gleiche Enge, die in einer Straßenbahn als äußerst unangenehm wahrgenommen wird, gehört zum Beispiel in einem Rockkonzert zum Event als positives Erlebnis dazu. Dieses Phänomen wurde schon früh empirisch untersucht: „Generell zeigt sich in einer Studie [...], dass die subjektive Interpretation von Menschenansammlungen von den verfolgten Zielen abhängig ist. Beurteilt wurde das Empfinden von Beengtheit auf einem jährlich abgehaltenen Straßenmarkt in Abhängigkeit von den Zielen, aufgrund deren man den Jahrmarkt besuchen wollte. Wollt man sich unterhalten oder andere Menschen treffen, wurde die empfundene Enge vergleichsweise gering eingeschätzt., verglichen mit der Empfindung von Enge bei Personen, die vorwiegend einkaufen wollten.“³⁵

Damit schließt sich der Kreis zur Überschrift dieses Artikels. Gerade das Phänomen des gemeinschaftlichen Alleinseins bildet eine Gemeinsamkeit zwischen Rockkonzert und Bibliotheksbesuch, also von zwei Situationen, die auf den ersten Blick völlig unterschiedlich sind. Menschen erleben das gemeinschaftliche Alleinsein in Situationen, die sie bewusst herbeigeführt haben. Dabei handelte es sich in der Vergangenheit fast ausschließlich um Veranstaltungen, zum Beispiel Theater, Konzerte, Gottesdienste usw. Die Teilnehmer*innen erleben diese Situationen eher passiv, aber positiv. Sie erleben eine Art gemeinsamen Fokus, vielleicht könnte man sogar von einem „gemeinsamen Spirit“ sprechen, der die Teilnehmer*innen dieser Situation eint. Eckart Müller-Bachmann skizziert dies als „*Erlebniseinheit*“.³⁶ Auch die Anwesenheit zahlreicher anderer – fremder – Personen wird in dieser Situation eher positiv und zur Situation gehörend erlebt: „Insbesondere die Jugend im Alter von 14 bis 24 Jahren genießt die Freiheit eines neuen Wir-Gefühls: die Lust an der Masse Mensch. Die Masse wird zur Bühne. Im Vergleich zur übrigen Bevölkerung können sich Jugendliche deutlich mehr für Reisen zu Open-Air-Konzerten begeistern [...]. Die jungen Leute stellen die Gruppe dar, die von diesen Veranstaltungen vor allem eins erwarten: Viel! Viele Menschen. Viel Gedränge. Und viel zu sehen.“³⁷

Das Gefühl des gemeinschaftlichen Alleinseins stellte sich bis vor einiger Zeit in Alltagssituationen nur sehr selten ein. Allenfalls im allerengsten Familienkreis war es früher gesellschaftlich akzeptiert, sich gemeinsam in einem Raum aufzuhalten und doch ganz unterschiedlichen Verrichtungen nachzugehen, ohne miteinander zu kommunizieren (zum Beispiel jeweils ein Buch oder die Zeitung zu lesen). Sobald sich jedoch der Kreis auf Personen außerhalb des unmittelbaren engen Familienkreises erweiterte, galt es in der Vergangenheit eher als unhöflich und verpönt, sich nicht dem Gegenüber, sondern vielleicht einem Buch zu widmen.³⁸

In dieser Beziehung hat sich die gesellschaftliche Wahrnehmung mit der Etablierung der mobilen Devices völlig verändert. Schritt für Schritt ist die Nutzung der mobilen Endgeräte in Gesellschaft anderer immer anerkannter und normaler geworden – und dies betrifft nicht nur die junge Generation, sondern ist auch in mittleren Altersschichten inzwischen verbreitet.

³⁵ Witte, 1989, S. 55

³⁶ Müller-Bachmann, 2002, S. 131.

³⁷ Opaschowski, 2001, S. 88.

³⁸ In Zweier-Situationen ist die Empfindung von Unhöflichkeit bei einer Störung der Kommunikation durch technische Geräte immer noch eher gegeben als in Gruppen, vgl. z.B. K. Kops: Finger weg vom Handy. Süddeutsche Magazin, 12.7.2019, <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/leben-und-gesellschaft/handy-tisch-unhoeflich-87515> [Zugriff am 9.12.2019]: „Merkwürdig auch, dass wir die digitale Belästigungen viel klagloser akzeptieren, als wir es bei analogen täten. Die Eilmeldung auf dem Handy ist ok, würde unser Gegenüber aber eine Zeitung aufschlagen und hinter selbiger verschwinden, wären wir garantiert beleidigt. Whatsapp-Nachricht ja, aber mit Füller einen Brief verfassen?“

„Im Lauf des letzten Jahrhunderts sind wir von einem dreidimensionalen Raum zu einem multi-dimensionalen Raum übergegangen. Immer häufiger erleben wir, dass zwei Personen, die nebeneinandersitzen, meilenweit voneinander entfernt sind. Die eine Person beispielsweise hört sich die Radioübertragung eines Fußballspiels an, die daneben ist in den Hörgenuss eines *Brandenburgischen Konzerts* vertieft, die dritte telefoniert mit einem Bekannten in Australien. Die Geste, mit der sich jemand, den man auf der Straße nach dem Weg gefragt hat, die Kopfhörer aus den Ohren zieht, um zu hören, was man zu ihm sagt, ist ein unerhörtes Novum in der Menschheitsgeschichte.“³⁹

Die in manchen Kreisen veranstalteten „Lan-Partys“ sind da allenfalls eine besonders intensive Ausprägung, da hier bewusst eine Situation herbeigeführt wird, in der sich die Teilnehmer*innen treffen, um dann jeweils über die Computer – somit also nicht direkt - miteinander zu kommunizieren. Opaschowski bildet für dieses Phänomen aus ‚Computer‘ und ‚Kommunikation‘ das Wort *Compunikation*. „Das Kunstwort ‚Compunikation‘ meint Netzkommunikation und bedeutet mehr als bloße Information. Wer im PC und Internet ‚compuniziert‘ ist interaktiv (und nicht nur reaktiv), gestaltet selbst (und lässt sich nicht nur konsumtiv berieseln). *Compunikatoren* sind *Zuschauer* und *Nutzer* zugleich.“⁴⁰

Im Zusammenhang mit dem Siegeszug des Internets drängt sich sehr schnell das Bild des klassischen Nerds auf, einem absoluten Einzelgänger, der unverhältnismäßig viel vor dem Bildschirm hockt, andere Aktivitäten massiv vernachlässigt und darüber vereinsamt. Ältere Generationen nehmen zunächst einmal wahr, wie die Digital Natives Kommunikation mit ihrem privaten Umfeld stark vom persönlichen Treffen auf die neuen Medien verlagern und chatten, skypen, sich WhatsApp-Nachrichten schicken usw. Gleichzeitig ermöglicht das Internet aber auch Kontakte, die sich aus dem privaten Umfeld heraus eher nicht ergeben hätten: „Vornehmlich parasozial wird in den eigenen vier Wänden die Zugehörigkeit zu beispielsweise einer Musikszene durch intensive aktive und passive Zuwendung und Informationssuche zelebriert und gefestigt, ohne mit einer Gruppe Gleichgesinnter und –altriger zusammen sein zu müssen.“⁴¹ „Das Netz verhilft einer Vielzahl partikularer Kollektive zur Entstehung.[...] Solche partikularen Kommunikationsgemeinschaften tauchen in unterschiedlichsten Zusammenhängen auf; kennzeichnend ist, dass sie sich jeweils um hochgradig affektiv aufgeladene Kulturobjekte versammeln, auf deren Grundlage sich eine kollektive Identität herausbildet. Es kann sich beispielsweise um Gruppen handeln, in denen sich passionierte Fans einer Fernsehserie, eines Reiseziels oder einer Freizeitaktivität zusammenfinden oder um politische Communities, in denen eine bestimmte ideologische Orientierung geteilt wird, um Gruppen, die sich um die Anliegen diskriminierter Minderheiten kümmern, aber auch um die diversen Communities des Darknet. Insgesamt gilt, dass die überregionale mediale Vernetzung es ermöglicht, dass auch verhältnismäßig kleine und auf sehr spezielle Interessen fokussierte Communities auf Dauer gestellt werden können, die in vor-digitalen Zeiten aufgrund der räumlichen Verstreutheit ihrer wenigen Anhänger keine Realisierungschancen hatten.“⁴²

Doch auch das physische Alleinsein durch das Internet ist keinesfalls zwingend, der Brückenschlag zwischen den mobilen Devices und den Mitmenschen wird vielfach bewusst herbeigeführt: „Neuerdings nimmt man eher an, dass bei Menschen mit der Abhängigkeit von digitaler Kommunikation gleichzeitig das Bedürfnis nach physischer Präsenz anderer Menschen wächst. [...] Öffentliche Orte,

³⁹ D’Eramo, 2018, S. 284.

⁴⁰ Opaschowski, 2004, S. 196.

⁴¹ Müller-Bachmann, 2002, S. 138.

⁴² Reckwitz, 2017, S. 261-262.

die Kommunikation ermöglichen und gleichzeitig eine private Atmosphäre inszenieren, werden also nicht gemieden, sondern im Gegenteil gesucht.“⁴³ Dieses Phänomen wird inzwischen sogar schon in der Tagespresse thematisiert: Der Berliner Tagesspiegel schreibt dazu im Hinblick auf die Situation in Berliner Bibliotheken: „Es ist gerade die Digitalisierung, die die Nutzer wieder in die Bibliotheken treibt, weil sie es nicht mehr ertragen, ständig alleine zu forschen, zu denken, zu lesen.“⁴⁴

Offenbar entsteht im Zeitalter der Digitalisierung immer stärker der Wunsch nach physischer Präsenz anderer Menschen. Menschen scheinen physische Orte mit Dingen zu brauchen, „die man anfassen kann und an dem man anderen Menschen physisch begegnet und mit ihnen ins Gespräch kommt, [das] ist eben anders als ein virtueller, wenn auch unendlich großer Ort, an dem man allein ist“.⁴⁵

Das Phänomen des gemeinschaftlichen Alleinseins ist in den letzten Jahren aus dem Gefühl der besonderen Situation herausgetreten und inzwischen ein verbreitetes neues gesellschaftliches Konzept geworden, somit also ein Teil des Alltagserlebens. Wenn wir also davon ausgehen, dass auch in der Bibliothek das Erleben des gemeinschaftlichen Alleinseins stattfindet, so hat dieses inzwischen nichts mehr mit dem Bewusstsein einer besonderen Situation zu tun, sondern ist Teil der normalen Alltagserfahrung. Der Bibliotheksbesuch ähnelt also deutlich mehr dem Alltagserleben; das Bewusstsein einer Sondersituation geht verloren.

Ähnliches gilt auch für viele andere Formen der Kulturrezeption, die ihre Ortsbildung und Außeralltäglichkeit verlieren. „Während die alten Medien die Kulturrezeption meist in besonderen Kontexten stattfinden ließ – das Lesen eines Buches in der Bibliothek, das Betrachten eines Films im Kino –, werden die Subjekte der Spätmoderne via Smartphones und andere tragbare Geräte permanent von Texten, Bildern, Tönen und Spielen begleitet. Technik ist immer weniger ein Werkzeug, sondern wird immer mehr zu einer technologischen Umwelt, in der sich die Subjekte bewegen. Bei dieser Umwelt handelt es sich im Kern um eine kulturelle Umwelt, welche die Subjekte immerfort affiziert.“⁴⁶

Die Bibliothek ist also insbesondere über das Erlebnis des gemeinschaftlichen Alleinseins und des Erlebens einer Vermischung zwischen Öffentlichem und Privatem zu einem Alltagsort geworden. Es hat eine *Ent-Sakralisierung der Bibliothek* stattgefunden, die Hemmschwellen des Bibliotheksbesuchs sind geringer geworden. Dies betrifft die Bibliothek deutlich stärker als andere Räume innerhalb der Hochschule.

Diese Tendenz wird noch dadurch verstärkt, dass sich viele Bibliotheken weg von der traditionellen „Psst-Bibliothek“ mit zahlreichen Verboten bewegen. Der Druck, bei gleichbleibender oder sinkender Personalausstattung⁴⁷ immer längere Öffnungszeiten anzubieten, kombiniert mit der Tendenz, verstärkt auf Selbstbedienungstechnologien zu setzen⁴⁸, führt dazu, dass in vielen Hochschulbiblio-

⁴³ Eigenbrodt, 2006, S. 51.

⁴⁴ Bernau, 2018.

⁴⁵ Hildebrandt, 2015. Eine der Paradoxien der digitalen Gesellschaft – neben der Informations- und der Inklusionsparadoxie – ist auch die des Raumes: mit dem Anstieg der Mediennutzung und der Virtualisierung erfolgt gleichzeitig ein Bedeutungszuwachs der physischen Erlebnis- und Lernräume (nach R. Stang, s. https://dini.de/fileadmin/ag/lernraeume/Optionen_Lernraumgestaltung_Stang.pdf [Zugriff am 9.12.2019]).

⁴⁶ Reckwitz, 2017, S. 237.

⁴⁷ Selbst eine formal gleichbleibende Personalausstattung führt natürlich dazu, dass immer weniger Personal für Schalterdienste zur Verfügung steht, haben doch die meisten Bibliotheken immer mehr andere Aufgaben übernommen.

⁴⁸ Vgl. auch Depping, 2011/12.

theken (und in dieser Hinsicht unterscheiden sich die Hochschulbibliotheken von den öffentlichen Bibliotheken) immer weniger Personal in den Publikumsbereichen der Bibliothek präsent und sichtbar ist, das die Einhaltung von Ver- und Geboten durchsetzen könnte. Gleichzeitig führt die „Alltäglichkeit“ der Bibliothekssituation auch dazu, dass es immer schwieriger wird, weiterhin bestehende Verbote auch durchzusetzen und die Disziplin in der Bibliothek aufrecht zu erhalten. Viele – aber natürlich nicht alle Bibliotheken – sind deshalb sukzessive dazu übergegangen, die in ihren Räumen geltenden Regeln zu lockern. So ist vielerorts inzwischen Essen und Trinken, die Mitnahme von Taschen und Jacken sowie die Nutzung der Handys auch offiziell erlaubt oder zumindest geduldet. Die Nutzung von RFID-Technologie und die damit verbundene Möglichkeit, unverbuchte Medien auch in Taschen zu detektieren, macht eine Garderobepflicht obsolet, und spätestens, wenn man als Bibliothek mobile Dienste wie Apps oder Audio-Guides für das Smartphone anbietet, wird es schwierig, von den Nutzer*innen zu verlangen, die Handys im Schließfach zu lassen oder auszuschalten. In dieser Hinsicht lässt sich also ebenfalls eine Ent-Sakralisierung der Bibliotheken feststellen, die wiederum zu einem verstärkten Zulauf beitragen kann. Gelockerte Regeln ermöglichen es den Besucher*innen, sich wie zu Hause zu fühlen und sich die Bibliotheksumgebung anzueignen.⁴⁹

Ohne in Generationenkritik verfallen zu wollen, lässt sich hier auch eine *verstärkte Anspruchshaltung der heutigen Studierendengeneration* feststellen. Diese beschreibt Opaschowski so: „[Es] rückt in eine Gesellschaft, die immer schon rastlos war, zusätzlich das Element der Erlebnisorientierung in den Vordergrund. Die Philosophie des Erlebniskonsumenten lautet: ‚Ich will. Ich will es haben. Ich habe es mir verdient.‘ Die entscheidende Motivation ist nicht der Bedarf, sondern der Wunsch nach Erleben [...]. Dieser Wunsch hat etwas aggressiv Forderndes [...] so wie man sein Recht einklagt. Die neue Erlebnisgeneration ist durch ein ausgeprägtes Anspruchsdenken charakterisiert.“⁵⁰ So ist die Bereitschaft, bei überfüllten Lesesälen selbst das Feld zu räumen, sehr oft nicht vorhanden.

Neben dieser Anspruchshaltung sind insbesondere die zunehmenden Disziplinprobleme in Zeiten der Überfüllung ein Problem für die Bibliotheken. Dies ist ein Phänomen, das in der Sozialpsychologie unter dem Stichwort „Deindividuation“ schon seit längerem bekannt ist und sicherlich nicht der heutigen Studierendengeneration anzulasten ist. Dieses Phänomen tritt insbesondere in großen Menschenmengen auf, „wenn in Gruppen ein Verhalten gezeigt wird, das normalerweise gehemmt ist. Dabei geht die Wahrnehmung als individuelle Person verloren und wird durch die Gruppenmitgliedschaft als ganze ersetzt. Indem sich die einzelne Person mit der Gruppe identifiziert, tritt ein Verlust an Selbstaufmerksamkeit ein. [...] Als Folge tritt ein Verlust an Selbstregulation auf, der sich durch eine Vernachlässigung von Normen, einem Mangel an Selbstverstärkung und einen Mangel an Zukunftsplanung auszeichnet.“⁵¹

Wer kennt nicht die Unkenrufe, dass das Internet über kurz oder lang zum Ende der Bibliotheken führen wird, da man ja doch „alles frei im Internet“ finden könne und gar keine Bibliotheken mehr brauche. Die oben stehenden Überlegungen lassen hingegen für die Bibliotheken als Orte einen völlig anderen Schluss zu: durch das Internet hat sich das Alltagserleben der Digital Natives so gewandelt, dass sich der Ort Bibliothek deutlich homogener in dieses Alltagserleben integrieren lässt, als dies in früheren Generationen der Fall gewesen wäre, für die ein Bibliotheksbesuch eher den Nimbus des Außeralltäglichen hatte.

⁴⁹ Zum Begriff der Umweltaneignung vgl. Depping, 2013, S. 105.

⁵⁰ Opaschowski, 2004, S. 55.

⁵¹ Bierhoff, 2000, S. 355

So absurd dieser Gedankengang isoliert auch erscheinen mag, scheint es doch so zu sein, dass *die Existenz des Internet sich förderlich auf die Beliebtheit der Bibliotheken als Lern- und Arbeitsort auswirkt* – jedenfalls solange die Bibliothek auch über eine entsprechende W-LAN-Ausstattung verfügt. Diese These rüttelt auch am Selbstverständnis vieler Bibliothekar*innen: wurde jahrzehntelang die besondere, also nicht-alltägliche Atmosphäre der Bibliothek im Sinne einer ‚Kathedrale des Wissens‘ als Alleinstellungsmerkmal angesehen, aus der sich die besondere Anziehungskraft der Bibliothek nährt, so spricht doch vieles dafür, dass es inzwischen gerade die Alltäglichkeit eines Bibliotheksbesuchs ist, der den enormen Zulauf zu wissenschaftlichen Bibliotheken begründet. Damit lässt sich auch der Umstand erklären, dass selbst ein desolater und heruntergekommener baulicher Zustand einer Hochschulbibliothek keineswegs dazu führt, dass sich die Studierenden von dieser Bibliothek abwenden und andere Lernräume suchen.

Vom „Buzz“-Effekt zum Hype

Betrachten wir noch einmal die eingangs geschilderte Situation an der USB Köln zum Semesterende des Wintersemesters 2017/18. Zu dieser Zeit hat die Bibliothek einen so großen Zulauf erfahren, dass hier die reine Quantität zu einer veränderten Qualität geführt hat. Reckwitz nennt dieses Phänomen den „Buzz-Effekt“ und kommt damit dem Begriff „Hype“ schon recht nahe: „Grundsätzlich sind die kulturellen Güter aufgrund des Faktums der Überproduktion sowie der Attraktivitätsunsicherheit bezüglich neuer kultureller Offerten aufmerksamkeitssoziologisch gegenüber bewährten und funktionalen Gütern im Nachteil. Dieser wird jedoch in einer bestimmten Hinsicht durch einen überragenden Vorteil auf dem Aufmerksamkeitsmarkt wettgemacht, nämlich die Tatsache, dass Affektgüter sozusagen ‚ansteckend‘ wirken. Wenn ein Gut – ein Film, ein Restaurant, eine Musikgruppe, ein Reiseziel, eine Comedy-Show – erst einmal bei einigen Rezipienten Enthusiasmus hervorgerufen hat, dann wird es eben dadurch attraktiv und zieht leicht weitere Interessenten an – jedenfalls soweit soziale und medientechnologische Kanäle existieren, in denen sich der Enthusiasmus verbreiten kann. Dies ist die Attraktivität des Attraktiven. Man spricht hier von einem Buzz-Effekt [...]. Die wenigen kulturellen Güter, die im Meer der Überproduktion überhaupt sichtbar werden und affizierend wirken, können so häufig sehr rasch immer mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es kommt gewissermaßen zu einer Potenzierung der positiven Affekte, zu einer Art Massenattraktion, zu einem zumindest kurzfristigen *Matthäus-Effekt*. Wer Aufmerksamkeit hat, dem wird Aufmerksamkeit gegeben [...].“⁵² Übertragen auf die Ausgangssituation: der Umstand, dass ‚alle anderen‘ in der Phase der Prüfungsvorbereitung in der Bibliothek sind, führt zu einem Herdentrieb und Nachahmungseffekt. Der Umstand der Überfüllung wirkt dabei keineswegs prohibitiv.⁵³

Ein analoges Phänomen hat John Urry bereits 1995 aus dem Bereich des Tourismus bezogen auf besonders attraktive Reiseziele beschrieben: „It is in part other people who make such places. The collective gaze thus necessitates the presence of large numbers of other people, as are found for example in English seaside resorts. Other people give atmosphere to a place. They indicate that this

⁵² Reckwitz, 2017, S. 162.

⁵³ Vgl. dazu auch Opaschowskis Analyse von Veränderungen bei der Mobilität: „Massenhaft genießen? Überfüllung als Normalität. [...] Früher gab es die ‚Menge‘ eigentlich nur im Rahmen sozialer Bewegungen; heute und in Zukunft wird die ‚Masse‘ zum sichtbaren Ausdruck expansiver Erlebnisorientierungen. [Es] wächst eine neue Generation heran, die sich ganz selbstverständlich mit der Massenmobilität arrangiert. Jeder fünfte Bundesbürger [...] sieht dem Verkehrsstau bei Wochenend- und Urlaubsfahrten ebenso gelassen wie genussvoll entgegen.“ Opaschowski, 2004, S. 145-146.

is *the* place to be and that one should not be elsewhere. [...] This is particularly the case in major cities, whose uniqueness is their cosmopolitan character. The presence of people from all over the world (tourists in other words) gives capital cities their distinct excitement and glamour."⁵⁴ Die kroatische Stadt Dubrovnik ist als Drehort der Serie ‚Game of thrones‘ zu einem solchen Reiseziel geworden: „Ivan Vukovic ist Touristenführer in Dubrovnik, doch oft führt er seine Besucher durch eine Stadt, die es gar nicht gibt: Königsmund. So heißt die kroatische Küstenstadt in der US-Fantasy-Serie ‚Game of Thrones‘ (GoT) [...] Seit Dubrovnik als Kulisse für die Kultserie dient, strömen noch mehr Touristen in die Stadt an der Adria. [...] Einerseits sind die ‚Game of Thrones‘-Fans gut für sein Geschäft, andererseits hat die ‚Perle der Adria‘ ohnehin schon mit Touristenmassen zu kämpfen. "Wir wissen nicht mehr, wohin mit den ganzen Leuten", sagt der 38-Jährige und erzählt, wie die Besuchergruppen in der Hochsaison die Altstadtgassen verstopfen.“⁵⁵

Solche Effekte des Schwarmverhaltens können allerdings sehr schnell auch wieder abflachen, es ist also keinesfalls gesichert, dass die oben beschriebenen Phänomene dauerhaft den Zulauf zu den Bibliotheken als Lernort garantieren.

So augenscheinlich die Unterschiede zwischen einem Bibliotheksbesuch und dem Besuch eines Rockkonzertes auch sein mögen, scheint es doch gewisse tiefliegende Gemeinsamkeiten zu geben, die den Vergleich zwischen beiden als nicht mehr ganz so absurd erscheinen lassen. Auch Bibliotheken scheinen in Ausnahmesituationen vom „Buzz-Effekt“ profitieren – oder darunter leiden - zu können, also geradezu einen Hype auslösen zu können. Und das Erleben des gemeinschaftlichen Alleinseins scheint eine Erfahrung zu sein, die in beiden Kontexten gleichermaßen möglich ist. Beide Phänomene sind nur unzureichend mit rein sachlichen Begründungen, sondern nur mit Deutungsmustern aus der Sozialpsychologie zu erklären.

Wie wir festgestellt haben, haben wir es hier mit Phänomenen zu tun, die für die Hochschulbibliotheken ein „Alleinstellungsmerkmal“ bilden, d.h. die nicht unbedingt auf andere potentielle Lernorte innerhalb des Campus übertragbar sind. Die Bereitschaft der Studierenden, auf solche alternativen Lernorte auszuweichen, ist eher gering ausgeprägt. *Außerhalb* des Campus ist diese Bereitschaft noch viel geringer.⁵⁶ Andererseits lässt sich auch feststellen: das Alleinstellungsmerkmal der Bibliothek in Bezug auf die Funktion „Lernort“ konstituiert sich nicht durch die anwesenden Bibliothekar*innen als Akteure, sondern funktioniert auch (gleichermaßen gut?) in einer Bibliothek, die in den Randzeiten nur mit einer Minimalbesetzung von Aufsichtskräften (unter Umständen auch aus externen Wachdiensten rekrutiert) präsent ist, welche auch nicht oder nur im Ausnahmefall regulierend eingreifen. Bezogen auf den Lernort Bibliothek konstituieren sich die Alleinstellungsmerkmale also in erster Linie weder auf der Anwesenheit kompetenter Ansprechpartner*innen für aufkommende

⁵⁴ Urry, 1995, S. 90 .

⁵⁵ https://rp-online.de/leben/reisen/europa/kroatien-game-of-thrones-ist-fluch-und-segen-fuer-dubrovnik_aid-38100327 (14.4.2019). Andere beliebte Besucherziele wie Venedig und Amsterdam reagieren zunehmend mit regulierenden Maßnahmen und Extrasteuern für Kreuzfahrtbesucher auf die „Touristifizierung“, s. z.B. für <https://www.spiegel.de/reise/staedte/zu-viele-besucher-diese-regeln-muessen-touristen-in-amsterdam-beachten-a-1260181.html> (28.3.2019); zu Straßensperrungen für Touristen in Venedig: https://www.corriere.it/cronache/18_aprile_26/turisti-divieti-venezia-citta-si-prepara-chiudere-calli-spostare-navi-granturismo-san-marco-4839f3b2-48be-11e8-8b32-697e76a4f827.shtml?refresh_ce-cp (26.4.2018) [Zugriff für alle Internet-Quellen 9.12.2019].

⁵⁶ Vogel, 2017: „Gerade mal zwei Prozent der Befragten [einer Studie des Hochschul-Informations-Systems] bevorzugten zum Lernen andere Orte abseits des Campus.“

Fragen noch auf eine Ordnungsinstanz, welche die Einhaltung von grundlegenden Regeln sicherstellt. Vielmehr kann gerade das Fehlen strenger Restriktionen ein begünstigender Faktor sein.

An der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln wiederholte sich das eingangs geschilderte Szenario mit Einlasskontrollen und Ausweichquartieren auch in den folgenden Semestern jeweils in den Prüfungsphasen: es gab einen extremen Andrang schon weit vor Öffnung der Bibliothek, Rempelen beim Einlass, Besetzung auch noch der letzten Lesesaalecken schon kurz nach Öffnung der Türen sowie Streitereien um Steckdosen und die besten Plätze. Zukünftig soll eine Drehkreuzanlage im Foyer aufgebaut werden, um die Besucherströme besser steuern zu können.

Bibliotheken werden sich mit ‚Zuständen wie beim Rockkonzert‘ wohl oder übel auseinander setzen müssen und zumindest in der näheren Zukunft Krisenmanagement betreiben, um ihrer Herr zu bleiben bzw. wieder zu werden: Die Studierenden sind in die Bibliotheken gekommen, um zu bleiben, und die Gebäude sind darauf in der Regel nicht ausgelegt – zumindest nicht in Stoßzeiten wie zum Beispiel Prüfungsphasen. Gleichzeitig kann es hilfreich sein, wenn wir versuchen zu verstehen, was diese Phänomene eigentlich verursacht. Dieser Artikel will, wenn er auch keinen Anspruch auf vollständige Erklärungen bieten kann, hierzu ein paar Denkanstöße liefern.

Literaturnachweise:

BERNAU, Nikolaus, 2018. Denkfabrik statt Büchergrab. Berliner Bibliotheken stecken im Investitionsstau. *Berliner Zeitung*, 15.7.2018, <https://www.berliner-zeitung.de/berlin/denkfabrik-statt-buechergrab-berliner-bibliotheken-stecken-im-investitionsstau-30957598> [Zugriff am: 11.8.2020]

BIERHOFF, Hans-Werner, 2000. Sozialpsychologie. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer. ISBN 3-17-016581-X.

BMBF Bundesministerium für Bildung und Forschung, Hrsg., 2011. *Studiensituation und studentische Orientierung. 11. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen*. Bonn/Berlin. <http://kops.uni-konstanz.de/bitstream/handle/123456789/16904/Bargel%20etal.pdf?sequence=1&isAllowed=y> [Zugriff am: 11.8.2020]

BMBF Bundesministerium für Bildung und Forschung, Hrsg., 2017. *Studiensituation und studentische Orientierung. 13. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen*. Bonn/Berlin, https://www.bmbf.de/upload_filestore/pub/Studierendensurvey_Ausgabe_13_Zusammenfassung.pdf [Zugriff am: 11.8.2020]

BOGNER, Kathrin und Uta LANDROCK, 2015. Antworttendenzen in standardisierten Umfragen. Mannheim: GESIS – Leibniz Institut für Sozialwissenschaften (GESIS Survey Guidelines). https://www.gesis.org/fileadmin/upload/SDMwiki/Antworttendenzen_Bogner_Landrock_08102015_1.1.pdf [Zugriff am 11.8.2020]

DEPPING, Ralf, 2011/12. Selbstbedienung in Hochschulbibliotheken.

Teil 1: Versuch einer Annäherung an ein weitverbreitetes Phänomen. In: *ZfBB* 2011 (6) S. 316-323, http://zs.thulb.uni-jena.de/servlets/MCRFileNodeServlet/jportal_derivate_00215315/j11-h6-auf-2.pdf [Zugriff am: 11.8.2020]

Teil 2: Selbstbedienung aus Kunden- und Mitarbeiterperspektive. In: *ZfBB* 2012 (1) S. 20-32, http://zs.thulb.uni-jena.de/servlets/MCRFileNodeServlet/jportal_derivate_00224963/j12-h1-auf-3.pdf [Zugriff am: 11.8.2020]

DEPPING, Ralf, 2013. Können Bibliotheksbau und –ausstattung verhaltenssteuernd wirken? Ein Beitrag zur Architekturpsychologie in Bibliotheken. In: *b.i.t. online* 2013 (2) S. 103-114, <https://www.b-i-t-online.de/heft/2013-02/fachbeitrag-depping.pdf> [Zugriff am: 11.8.2020]

D'ERAMO, Marco, 2018. Die Welt im Selfie. Eine Besichtigung des touristischen Zeitalters. Berlin: Suhrkamp. ISBN: 978-3-518-42809-2

EIGENBRODT, Olaf, 2006. Living rooms and meeting places: aktuelle Annäherungen an den Raum der Bibliothek. In: Paul S. ULRICH, Hrsg.: *Die Bibliothek als öffentlicher Ort und öffentlicher Raum*. Berlin: BibSpider, S. 47-61, ISBN 978-3-936960-16-7

EIGENBRODT, Olaf, 2018. Räumliche Lernarrangements in Hochschulen. Eine sozialkonstruktivistische Erörterung. In: *Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung*. 2018 (1/2) S. 35-45. <https://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/18/Eigenbrodt.pdf> [Zugriff am: 11.8.2020]

FANSA, Jonas, 2008. Bibliotheksflirt. Bibliothek als öffentlicher Raum. Bad Honnef: Bock + Herchen. ISBN: 978-3-88347-264-5. Verfügbar unter: <http://dx.doi.org/10.18452/13444> [Zugriff am: 11.8.2020]

GRÜTZMACHER, J. u.a., 2018. Gesundheit Studierender in Deutschland 2017. Ein Kooperationsprojekt zwischen dem Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, der Freien Universität Berlin und der Techniker Krankenkasse. https://www.ewi-psy.fu-berlin.de/einrichtungen/arbeitsbereiche/ppg/bwb-2017/_inhaltselemente/faktenblaetter/Gesamtbericht-Gesundheit-Studierender-in-Deutschland-2017.pdf [Zugriff am: 11.8.2020]

HILDEBRANDT, Alexandra, 2015. Warum wir Dritte Orte brauchen. *Huffington Post* [online]. https://www.huffingtonpost.de/alexandra-hildebrandt/dritte-orte-brauchen_b_6984220.html. [Zugriff am: 21.6.2018]

LEFEBVRE, Henri, 1974. Kritik des Alltagslebens. Bd. 1. München: Hanser. ISBN: 3-446-11800-4

MÜLLER-BACHMANN, Eckart, 2002. Jugendkulturen Revisited. Musik- und stilbezogene Vergemeinschaftungsformen (Post-)Adoleszenz im Modernisierungskontext. *Jugendsoziologie*; Bd. 3 / Münster: Lit-Verlag . zugl. Chemnitz Univ. Diss. 2002. ISBN: 3-8258-5094-3

OLDENBURG, Ray, 1989. The great good place : cafés, coffee shops, community centers, beauty parlors, general stores, bars, hangouts and how they get you through the day. New York, NY : Paragon House. ISBN 1-55778-110-9

OPASCHOWSKI, Horst W., 1999. Generation @. Die Medienrevolution entläßt ihre Kinder: Leben im Informationszeitalter. Hamburg: British-American Tobacco. ISBN 3-616-06871-1

- OPASCHOWSKI, Horst W., 2001. Das gekaufte Paradies. Tourismus im 21. Jahrhundert. Hamburg: B-A-T-Freizeit-Forschungsinstitut. ISBN 3-924865-36-1
- OPASCHOWSKI, Horst W., 2004. Deutschland 2020. Wie wir morgen leben – Prognosen der Wissenschaft Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften . ISBN 3-8100-4168-8
- ORTENBURGER, Andreas, 2013. Beratung von Bachelorstudierenden in Studium und Alltag: Ergebnisse einer HISBUS-Befragung zu Schwierigkeiten und Problemlagen von Studierenden und zur Wahrnehmung, Nutzung und Bewertung von Beratungsangeboten; Berichtsband. Hannover: HIS Hochschul-Informationssystem.
- PÖRKSEN, Bernhard, 2018: Die *große Gereiztheit*. Wege aus der kollektiven Erregung. München: Carl Hanser Verlag. ISBN 978-3-446-25844-0
- RECKWITZ, Andreas, 2017. Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp. ISBN 978-3-518-58706-5
- University student mental health survey 2018, A large scale study into the prevalence of student mental illness within UK universities. London: The Insight Network https://uploads-ssl.webflow.com/561110743bc7e45e78292140/5c7d4b5d314d163fecdc3706_Mental%20Health%20Report%202018.pdf [Zugriff am: 11.8.2020]
- URRY, John, 1995. Consuming places. New York: Routledge. ISBN: 0-415-11310-5
- VOGEL, Melissa, 2017. Stau in der Uni-Bibliothek. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr.292, 16./17.12.2017, S. C3. <http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/beruf/koeln-kaempft-gegen-platzmangel-in-der-uni-bibliothek-15341423.html> [Zugriff am: 11.8.2020]
- WILKENS, André, 2015: Analog ist das neue Bio. Eine Navigationshilfe durch unsere digitale Welt. Berlin: Metrolit. ISBN 978-3-8493-0367-9
- WITTE, Erich H., 1989: Sozialpsychologie. Ein Lehrbuch. München: Psychologie Verlags Union. ISBN 3-621-27083-3